

Die schöne Katharine.

Eine Volksfage aus Niedersachsen, von F. v. W.

Mit einem Stahlstich.

Im Flachlande des nördlichsten Deutschlands, dort wo der Süddeutschen Behauptung zufolge, jeder Maulwurfsbaue ein Hügel, jeder wirkliche Hügel ein Berg heißt, erhebt sich inmitten reich angebauter Gefilde eine bedeutende Anhöhe, welcher vor undenklichen Zeiten der Name des Blotenbergs beigelegt, was nach niedersächsischer Mundart so viel als kahler Berg bedeutet. Mit Staunen weilt der Blick an einem großen Granitblöcke, der etwas abwärts auf dem Gipfel der Höhe sich befindet. Die schwere Steinmasse, merkwürdig schon durch den ungewöhnlichen Umfang wird es mehr noch durch eine über die ganze Oberfläche reichende, gleichsam eingedrückte Vertiefung, deren Ursprung man sich vergeblich zu erklären sucht. Keine Spur menschlicher Wirksamkeit ist daran zu entdecken, kein Versuch der Sprengung bemerkbar, die ganze Höhlung ist mäsig tief, ohne Unebenheit oder Erweiterung, gleichmäßig fortlaufend wie im weichsten Thon eingedrückt.

Wo des Menschen Scharfsinn nicht ausreicht, pflegt die ewig dienstbare Sage, durch den Mund des Volkes, für Alles Grund und Ursprung anzugeben.

Ob der Blotenberg gleich beim Anbeginn der Welt miterschaffen, ob er durch spätere Erdrevolutionen entstanden, gleichviel, Keiner erinnert sich seines Ursprungs, aber die Ur-Urgroßväter haben einst unfern seines Abhanges ein Dorf gekannt und in demselben, in stattlicher Schmiede, den ehrenwerthen Meister und dessen hübsches, einziges Töchterlein. Der Meister Schmied war ein thätiger, etwas rauher Mann, der, rasch den Amboss führend, nicht viel links noch rechts sah, als Handwerker und rechtlicher Mann geachtet, als berber Geselle ein wenig gefürchtet. So auch verfiel er sein Hausregimente nicht viel Worte machend, Arbeitsamkeit und gute Sitte begebend, und jedem, wenn auch nicht auf ansprechende Weise, das Seine gebend und gönnend.

So lange des rüstigen, aber schon ältlichen Mannes Hausfrau am Leben, ging alles friedlich und gemüthlich in der

Schmiede zu, als aber diese in der Blüthe des Lebens starb, nur ein Kind, eine Tochter hinterlassend, verkehrte die bis dahin ernste Stimmung des Hausherrn sich in düsteren Mismuth. Durch Arbeit den Gram übertäubend, sah man ihn vom Morgen bis in den Abend mit Anstrengung schaffen, als thue es ihm, dem wohlhabenden Manne, Noth, das tägliche Brot zu erringen. Deshalb auch fiel es ihm schwer, Lehrburschen und Gesellen zu halten, und fast beständig waren in der Schmiede neue Gesichter zu schauen. Nur Einer frühzeitig als Lehrbursche ein, und vielleicht hat nicht oft ein Genosse seines Gewerbes so schwere Prüfung zu bestehen gehabt, da der Meister sehr rasch bei der Hand war, seine Meinung, wie seinen Unwillen, durch Thätlichkeiten kund zu geben.

Peter war ein blühender Knabe mit großen, ehrlichen und doch schelmischen Augen, dessen rothen Wangen, dessen Perlenzähnen man es ansah, daß er das Brot der Beschränkung, nicht aber das des Mangels gegessen. Bei seinem ersten Anblick, konnte selbst der ernste Meister über seine Ausstaffirung, welche in allen Stücken zu weit, zu eng, zu lang oder zu kurz war, sich des Lächelns nicht erwehren, so daß die Gesellen, welche den Meister noch niemals hatten lachen sehen, einen Augenblick in der Arbeit inne haltend, einander verwundert anschauten. Der Schmied schien das durch ihn erregte Aufsehen nicht zu beachten: „Wie der Jung' aussteht! — sagte er, in guter Laune, jenem auf die Achsel klopfend „in die Jacke, da wird er sich erst hinein essen müssen!“

Sener lachte, seinen guten Willen dazu unbefangen be-
theuernd, und hieß von dem Tage an im ganzen Hause nur
der Jung'; daß der Meister ihn so nannte, fand er in der Ord-
nung, dagegen verdroß es ihn von den Gesellen, und er wagte
sich dagegen aufzulehnen, indem er halb unerschrocken, halb
demüthig bemerkte, daß er Peter heiße. Was der Jung' sich
einbildet! war die Entgegnung des älteren Gesellen und von
einer so verben Maulschelle begleitet, daß Peter, nicht gleich
andern Supplicanten, sein Ziel durch Beharren zu erreichen
beschloß; ihm genügte diese eine Abfertigung vollkommen für
alle Zeit. Keine acht Tage waren vergangen und der Knabe
hatte die Fäuste der Gesellen, den Stock des Meisters erprobt,
demungeachtet sah er munter und hell in die Welt hinein,

diesem oder jenem, nach echter Bubenart, unschuldige Poffen spielend.

Jahre vergingen inzwischen, aus dem Jungen war ein Geselle geworden, und der Meister, der ihn noch häufig den Jungen nannte, forderte ihn, — es war gerade am Einsegnungstage seiner Tochter — aus einem Gefühl von Nothlichkeit, auf, in die Fremde zu wandern.

„Mein, Meister, ich bleibe bei Euch.“ „Narr, dann kommst du niemals vom Dorfe weg; in der Stadt nehmen sie dich dann nimmer zum Meister an.“ „Thut nichts, so bleibe ich im Dorfe, von Euch gehe ich nicht, bis ich einmal selber eine Schmiede habe.“ „So bleib, aber ich hab's dir gesagt: Und daß du dir nicht etwa einbildest, du wirst meine Katharine heimführen und so meine blanken Thaler in deinen Sackel bekommen. Das wäre freilich keine üble Spekulation. Aber ich sage Dir, mein Schwiegersohn soll Bagen mitbringen, oder das Mädel soll eher ledig bleiben, ehe ich mein sauer erworbenes Geld an so eine arme Kirchenmaus wegwerfe!“ Der Meister hatte sich ganz zornig geredet. Unfern Peter aber liefen Thränen die Backen herunter und er betheuerte, daß des Meisters Geld ihm nie in den Sinn gekommen sei. „Nun so versprichst du mir heilig und theuer,“ antwortete der Schmied, „nie mit Wort und That zu versuchen, dich in meiner Tochter Herz einzunisten und mir so Unfriede und Unheil in's Haus zu bringen? Unter dieser Bedingung magst du bleiben!“ Und Peter versprach es und blieb.

Im Dorfe zerbrach man sich den Kopf, weshalb der junge rüstige Bursche, der übrigens jetzt ernst und still einher ging, nicht auf die Wanderung wolle; die Muthmaßung, daß er des Schmieds hübsche Tochter heirathen und dessen einstiger Erbe zu werden gedente, lag natürlich nicht fern, das Benehmen des jungen Mannes aber unterstützte solche Voraussetzung nicht sehr. Nie sah man ihn mit der reizenden Katharine im vertraulichen Gespräch, nie bemüht ihr zu gefallen und obwohl kein Mädchen im Dorfe an ihm vorüberging, ohne ihn erröthend anzulächeln, schien sein Gemüth der Liebe noch gänzlich unerschlossen.

Katharine, welche zu jener Zeit sechzehn Jahre zählte, war durch Gestalt und künftiges Erbe ein Augenmerk für Viele. Der ehrsame Meister hielt eine Schenkewirthschaft, und nie-

mals war dieselbe besuchter gewesen, als zu der Zeit, wo seine Tochter der Kindheit entwachsen; traf es sich, daß jene mit ihren schneeweißen Hemdermeln und rothem Nieber, mit ihrem weichen blonden Haar und den Veilchenaugen, die Schenkstube betrat, und selber das Bier umher reichte, so schien der Durst der Gäste nicht zu löschen, die Alten neckten, die Jüngeren bewunderten sie, welche das Alles auf eine, ihrem Stande angemessene und doch anmuthige Weise aufnahm. Lachte sie und die blüthenweißen Zähne blickten hervor, schien es unmöglich sich nicht in sie zu verlieben, warf sie dagegen den Kopf in die Höhe, das Zimmer mit einem schnippischen Worte verlassend, war sie nach dem Urtheile ihrer Anbeter, vollends unwiderstehlich. Wer die Besessenheit derselben beachtete, dem mochte, wenn er das fröhliche Mädchen in ewig gleicher Geisterheit sich regen und walten sah, leicht der Glaube sich aufbringen, daß sie bis dahin zum Verlieben weder Zeit, noch Neigung habe.

Einst an einem heißen Sommertage hatte Katharine sich mit einem Korbe auf den Weg gemacht, den Erndteleuten ihres Waters das Vesperbrot zu bringen. Noch glühte die Sonne ihr in's Angesicht, da sie zur Abkürzung des Pfades, den Weg über den Blotenberg eingeschlagen, wo sie, nachdem der Gipfel erreicht, einen Augenblick von der Anstrengung ruhte.

Kaum waren einige Minuten so vergangen, als das Geräusch nahender Tritte, Katharinen, mit der Ueberzeugung, in ein bekanntes Angesicht zu schauen, zum nachlässigen Umblücken bewog. So mußte die Erscheinung eines fremden, und wie es schien, vornehmen Mannes, sie in einige Bestürzung versetzen. Der Fremde, welcher zwischen dem jugendlichen und gefesteten Alter mitten inne stehen mochte, war, was damals nicht häufig vorkam, in seine schwarze Stoffe gekleidet, und seine dunklen glänzenden Augen schienen das schöne Wesen vor ihm mit Staunen zu betrachten.

Das Mädchen senkte vor seinem scharfen bewundernden Blick das Auge jungfräulich zu Boden, zum Erstenmal fühlte sie von Muth und Fröhlichkeit sich verlassen. Er schien es wahrzunehmen, denn er lächelte, und fragte dann mit sanfter Stimme, als einen Fremden sich kund gebend, nach dem Namen des nächsten Dorfes, nach ihrem Wohnorte, ihrem Namen und weiter und immer weiter, auch nach dem Zwecke

ihrer Ausgangs. Nachdem der Fremde über Alles Auskunft erhalten, ergriff er den Korb, mit der Erklärung, daß er denselben zur Stelle tragen werde, und als Katharine dieß weder zugeben konnte noch wollte, entspann sich ein kleiner scherzhafter Streit, wobei des Fremden feine, weiße Hand die ihrige mit leisem Druck berührte.

Das Mädchen zog ihre Hand mit jenem Unwillen zurück, den Verschämtheit mitunter einzulösen pflegt; jener lachte: „Nun gut, wenn du meine Begleitung nicht willst! — Aber wir sehen uns wieder, schöne Katharine, darauf verlasse dich!“

Nachdem Katharine die Schmiede noch in einiger Aufregung wieder erreicht, sah sie mit großer Befremdung jenen Fremden neben ihrem Vater im Vorderhause stehen, wo er mit diesem den Eisenvorrath desselben musterte. Eine Platte und Stange nach der andern mit Kennermiene prüfend, bestimmte er nach dem ersten Ueberblick das Vaterland derselben, mit Bestimmtheit sagend, dieß ist Schwedisches, dieß hier Russisches, und dieß Eisen vom Harz. Dem alten Meister gingen bei solcher Gelehrsamkeit die Augen über und die Müge hin und wieder schiebend, äußerte er: „Nichts für un- gut, Herr, aber woran erkennt Ihr das?“ —

Jener blickte ruhig auf: „Welche Kennzeichen ich habe? — Seht, mein guter Freund, ich wohne am Harz und bin ein Eisenhändler, da muß ich doch meine Waare schon kennen.“

Unwillkürlich vielleicht zog der Schmied die Müge ab, solche zwischen den Händen zerknitternd: „Ein Eisenhändler? Nun, das trifft sich curios genug! Tretet doch in die Stube ein, Herr, und nehmt vorlieb, und trinkt ein Gläschen.“ Jener, der während dem Katharinen mit schalkhaft übermüthigem Kopfnicken begrüßte, entgegnete nachlässig: „Ich werde um ein Abendessen und dann später um ein Bett oder eine Streu bitten, denn ich gedenke erst morgen in die Stadt zurück zu kehren, wo mein Fuhrwerk meiner harret, während ich, ein rüstiger Fußgänger, in der anmuthigen Gegend umher-schweife. Laßt die schöne Wirthin hier keine Umstände machen, ich esse mit Euch, was Ihr eben habt.“

Katharine eilte erröthend in die Küche und der alte Meister mit seinem Gaste in die Schenkstube, wo dieser durch Bekanntschaft mit Beschlag und Schmiedearbeit aller Art, ihn so sehr in Erstaunen versetzte, daß er im Eifer ausrief:

„Wüßte ich's nicht besser, Herr, ich sagte Ihr wäret ein Schmied!“

Jener lächelte: „Ihr seid nicht der Erste, der gemeint, ich treibe sein Handwerk oder sein Geschäft; wer in der Welt die Augen offen hat, bekommt von Allem etwas weg. Eurer Profession war ich immer zugethan, schon um der Liebhaberei für Pferde willen.“

Während jene beiden sich, dem Anschein nach, vergnüglich mit einander unterhielten, bereitete Katharine eine Schlafstelle für den Fremden, dann das Nachessen und deckte die Tische; einen kleinen, für den Gast, den Vater und sich, und den zweiten für die Hausleute, in demselben Raume. Der Fremde sah ihr dabei mit Blicken zu, welche ein Erröthchen nach dem andern über ihre Wangen jagten. Endlich waren die Erdteleute heimgekehrt, und nachdem jene, welchen das Dasein eines vornehmen Gastes angezeigt, sich am Brunnen gehörig gewaschen, und die Gesellen, welche an solchen Tagen im Felde mit zu helfen pflegten, auch durch einen Kaminstrich sich vortheilhafter in's Licht gestellt, ward das Essen sogleich aufgetragen. Alle begrüßten beim Eintreten den fremden Herrn, welcher obenhin dankte, dann aber aus einer kleinen Reißetasche ein Fläschchen hervorzog, solches vor des Wirthes Keller schiebend: „In Allem bin ich Euer Gast, sagte er freundlich, nur was den Wein anbelangt, müßt ihr meiner sein.“

Jener, der sich den Vorschlag gefallen ließ, trank mit sichtlichem Behagen, aber der starke Wein schien dem alten Manne zu Kopfe zu steigen, denn als der Fremde die Bereitung der Speise lebhaft rühmte, entgegnete er lachend: „Schmeckt's Euch? Nun so umarmt immer einmal die hübsche Wirthin, wie Ihr sie nennt, zu schuldiger Dankagung.“

Ein Blitzstrahl, der das Haus getroffen, würde kaum größere Ueberraschung hervor gebracht haben; am zweiten Tische rußten im Nu alle Messer und Löffel; waren das die Worte des sonst so gestrengen Meisters? Aller Augen blickten unwirksam auf die Jungfer, wie sie genannt wurde. Selbst der Fremde schien einen Augenblick zu stutzen, dann in gewandter Bewegung sich Katharinen nähernd, fragte er bittend: „Erlaubst du's? — Jene, Anfangs sprachlos vor Erstaunen, schrie jetzt laut auf, den jungen Mann mit einer Heftigkeit zurückstoßend, die ihm in so derber Weise vielleicht noch nicht

vorgekommen, wobei sie hastig ausrief: „Peter, Peter, hilf du mir, leide es nicht!“

Peter hatte gleich Allen den Blick fest auf Katharine gerichtet; als diese seinen Namen rief, fuhr er augenblicklich in die Höhe, besann sich aber sogleich, und blieb ruhig an seinem Plage. Der Fremde hatte seine frühere Stellung wieder eingenommen, sein scharfer Blick flog über den zweiten Tisch hin; den Ausgerufenen an der höheren Röthe und Verwirrung erkennend, betrachtete er ihn flüchtig und sagte dann, zu dem Mädchen sich wendend, auf etwas spize Weise: „Bedarfst du des Beistandes, so rathe ich dir, nur an mich dich zu wenden, denn wäre es mein Ernst, der Aufforderung deines Vaters zu folgen, möchte schwerlich der Schutz irgend eines Peters auf Erden dir nützlich sein können.“

Der alte Hausherr, welcher seine fröhliche Weinlaune bewahrt, rief scherzend: „Laßt sie laufen, Herr, und lernt die Weiber kennen, morgen giebt sie Euch zwei Küsse dafür.“

Katharine stand hastig mit überströmenden Augen auf, das Zimmer zu verlassen, aber der Fremde ergriff ihre Hand, mit Ernst sagend: „Weib Mädchen und sei keine Thörin, dir wird kein Leid geschehen. Ich will es!“ fügte er leise und befehlend hinzu. — Sein Blick der sie einschüchterte, so wie der ungewohnte Redeton, bewogen sie zu schweigendem Gehorsam. —

Zener begann nun in lebendig fröhlicher Weise von seinem Vaterlande, insbesondere vom Harzgebirge zu erzählen, dessen Wunder er geschickt der Fassungskraft und Bildung seiner Zuhörer anzupassen verstand. Nachdem er eine Weile so forterzählt, erhob er sich plötzlich und Katharinen nahestehend und einen flüchtigen Kuß auf ihre Wange drückend, verließ er sodann lachend, und gute Nacht anwünschend das Gemach. —

In ihrer Kammer angelangt und sich in ihren Kleidern auf's Bette werfend, brach Katharine in heiße Thränen aus, erst ihrer Bekümmerniß ohne Nachdenken den Lauf lassend, dann aber mit vollem Bewußtsein sich ausweinend. Der kleine Gang des Vaters zu starken Getränken, der freilich nur als Ausnahme sich kund gab, hatte sie schon öfter innig betrübt, und heute, jede Grenze überschreitend, sie einem Fremden gleichsam an den Kopf geworfen, und dessen dreistes Benehmen hervorgerufen. Leises Pochen an den Sen-

herschreiben unterbrach die so unerfreuliche Betrachtung; verwundert hörend, aber durch innere Ahnung beruhigt, begab sie sich an's Fenster, dasselbe vorsichtig öffnend: „Katharine, flüsterte eine wohlbekannte Stimme, ich bringe dir den Schlüssel zur Speisekammer, den du stecken gelassen; mir war bange, der Vater möge früher aufkommen als du, und es gewahren.“

„Ach, ich danke dir, Peter.“

„Gute Nacht, Katharine!“

Fort war er, jene stand eine Weile ihm nachsehend und hub dann den Schlüssel mißmuthig hinwerfend, bitterlich zu weinen an. „O, der einfältige Schlüssel! Würde er weiter nichts zu sagen? Es ist recht häßlich von ihm! ich habe ihn so entseßlich lieb und er kümmert sich gar nicht um mich. Wenn er mich nur einmal lieb hätte, nur in Gedanken, nur eine Stunde, so wollte ich weiter mein ganzes Leben lang keine Freude mehr begehren. Nur eine Stunde sollte er an mich denken, und seufzen und weinen wie ich es thue — aber ich müßte es nachher erfahren. Wie gut, mir den Schlüssel zu bringen! Ach, er ist so lieb, so lieb! —“

Dieses Selbstgesprächs unerachtet, erwachte Katharine am folgenden Morgen munter und frisch, des Vorgefallenen nicht mehr in gleich tragischer Weise gedenkend. Auch der alte Hausherr schien keine Ahnung des gehabten Räuschchens zu hegen und verkehrte nach gewohnter Art, sich auf treuherzige Weise zu dem Fremden haltend, der unbefangenen freundlich auftrat; nur die lauernd schalkhaften Blicke, welche er auf Katharinen warf, erweckten in dieser geheimes Grauen. Als er den Wanderstab ergriff, reichte sie ihm dienstbeflissen die Reisetasche; er lächelte, vielleicht über ihren Eifer, seiner los zu werden und sagte mit festem, sanftem Druck ihre Hände erfassend: „Die Tasche mag hier bleiben, ich kehre wieder, denn, fügte er gegen den Wirth sich wendend, freundlich hinzu, Keiner soll vor meiner Heimreise meine Pferde beschlagen, als ihr und eure kunstfertigen Hände.“

Der alte Schmied lachte, behaglich nickend, wußte er doch, daß ihm in seinem Geschäfte so leicht Niemand gleich kam; jener bot ihm die Hand, und sagte mit schelmischem Seitenblick auf Katharinen: „Ich komme wieder, darauf verlaßt Euch, und möge es Euch lieb seyn.“

Nachdem der Gast das Haus verlassen, kehrte die alte Ordnung wieder, die frühere Gestimmung auch, denn Katharine, welche nur das Ungewöhnliche, Ergreifende außer Fassung gebracht, ging wieder mit hellem Blick umher, das Glück der Gegenwart, den Liebling ihres Herzens, täglich ungestört und ungetrübt sehen zu können, mit unschuldigem Jugendmuth genießen. So vergingen acht Tage, da endlich am Abend des neunten fuhr der Fremde, der schon halb von ihr vergessene, die Kasse selber lenkend, im leichten Wagen an der Schmiede vor. Erschrocken starrte Katharine bei seinem Anblick zurück; nur der Meister und Peter waren eben im Hause anwesend, und diesem ward befohlen, hülfreiche Hand zu leisten. Ein schwerer, schwerer Koffer ward vom Wagen gehoben, dann ein Kistchen, dem darauf befindlichen Zeichen nach, mit Weinflaschen gefüllt. Katharine schauderte beim Anblick desselben.

Der Fremde richtete ganz gemüthlich sich ein, offenbar in der Absicht längere Zeit zu verweilen; in seinem Wagen mit sich fahrend, was der einfache Hausstand dort nicht bot, und nachdem er mit seinem Wirth ein völlig neues Beschlag seines Wagens beredet, ging jener mit den Gesellen dazu rasch ans Werk. Während man nun in der Schmiede hämmerte, pochte und schmiedete, seufzte, flehete und trostete der junge Mann, der schönen Schmiedstöchter gegenüber, die Zeit auf seine Weise nützend; doch auch der Arbeit sah er emsig zu, hier rathend, dort auch das Eisen fortirend und wählend.

„Wißt Ihr, sagte er eines Abends, den alten Hausvater auf eine Bank unfern der Schmiede ziehend, wißt Ihr, Meister, daß ich der rechte Schwiegersohn für Euch wäre? denkt Euch ein Eisenlager, aber kein kleines, jämmerliches, wie Ihr es gewohnt seid, worin Ihr schalten dürft, wählen und aufpacken nach Gefallen, und wo niemals vom Bezahlen die Rede sein würde. Was meint Ihr?“

Dies war die Einleitung, welcher entschiedenere Anerbietungen folgten, während der Fremde, den alten Mann zu seinem Reisekoffer hinführend, einen schweren Geldsack nach dem andern vorzeigte. Jenem hüpfte das Herz vor Freude; bevor er jedoch seiner Tochter den Antrag mittheilte, trank er, selber nicht recht wissend weshalb, ein Glas aus einer der Flaschen, welche der Fremde ihm berehrt.

Katharine weinte schon als der Vater nur zu reden anhub, was jenen in heftigen Zorn versetzte: „Was hast du an ihm auszusehen? sagte er mit dem Fuß stampfend, sage es, sage es, wenn du etwas weißt.“

„Nichts, nichts, Vater, entgegnete sie zitternd, als nur — ich mag ihn nicht leiden — ich habe kein Herz zu ihm.“

„Ach! wenn's weiter nichts ist, das wäre eine Ursache! Solch einen Mann kriegst du im Leben nicht mehr, es ist ein wahrer Glücksfall. Mädchen, Mädchen, bedenk doch, du wirst eine reiche Frau, und bekommst einen schmucken Mann. — Was weinst du so, einfältige Dirne? Liegt dir ein Anderer im Sinn? Ist's einer von den Gesellen? Das laß mich erfahren!“

„Nein, Nein gewiß nicht. Muß ich den Herrn heirathen, — ach Vater, ich weine mich todt.“

Zener lachte, dann aber plötzlich zu Ernst übergehend, sagte er drohend: „Unterstich' dich, Einreden vorzubringen! Es ist ein Glück, und du sollst es anerkennen und Ja dazu sagen; heute ist der Herr zur Stadt, morgen kehrt er wieder und dann bist du seine Braut. Er hat mir seine Papiere gezeigt und sein Geld; es ist Alles abgemacht.“

Nachdem ihr Vater gegangen, verweilte Katharine weinend und händeringend in ihrer Kammer, plötzlich aber stieß die Augen trocknend, schien ein tröstlicher Gedanke ihren Kummer zu erhellen. Der Vater war mit dem einen Gesellen auf's Feld gegangen, und folglich durfte sie hoffen, Peter allein bei der Arbeit zu finden. Dorthin ging sie; fleißig, wie immer, ließ er jedoch bei ihrem Anblick den Hammer ruhen, und blickte forschend in des Mädchens verweintes Antlitz: „Was fehlt dir, Katharine?“ Sie schüttelte das jugendliche Haupt, ihre Augen trocknend: „Was hast du? Katharine! Sprich doch, und sage es mir.“

„Peter, du weißt es gewiß schon, oder du denkst dir's doch.“

Zener schwieg, aber er senkte den Blick, das Mädchen fuhr fort: „Ist das nicht ein erschreckliches Schicksal, mit einem wildfremden Menschen ziehen, und den ich gar nicht leiden kann.“ Und sie schluchzte als ob ihr Herz brechen wollte. Der Geselle richtete das Auge fest auf sie: „du kannst ihn nicht leiden?“

„Nein, nein, aber sprich, was soll ich anfangen? hilf du mir doch!“ Zener schüttelte das Haupt: „Ich soll dir hel-

fen? Ach, du arme Katharine, wenn du sonst keinen Trost hast! — Weißt du denn gar keinen Rath?“

Das junge Mädchen zog die Schürze vor ihre Augen und sagte verwirrt: „Ich wüßte wohl — wenn nämlich Einer käme und sagte, natürlich dem Vater — sagte, daß er mich ganz erschrecklich lieb hätte, und häte und gäbe gute Worte — ich wollte das denn auch thun.“

Jener blickte nicht auf: „Und das meinst du würde helfen? Nun dann ist dir leicht geholfen, wer würde nicht gern um dich freien. Da ist Friedrich —“

„Nun sei nur still, ich weiß was du sagen willst, die kann ich ja alle nicht leiden.“

„Alle nicht? Lieber doch vielleicht, als jenen?“

„Nein, muß und soll ich heirathen gegen meinen Willen, so will ich weg, so will ich weit weg, kein Mensch soll mich wieder sehen, und weinen sehen und es sich zu Herzen nehmen. Muß ich, so sollen sie mich in der Fremde begraben.“

„Katharine, sprich doch nicht so, habe doch Gott vor Augen und sein Gebot, so kannst du auch in der Fremde glücklich sein.“ Das Mädchen stuzte: „Gott vor Augen.“ Daran hatte sie noch nicht gedacht; sie trocknete ihr Gesicht mit der Schürze und sagte mit zitternder Stimme: „Glaube mir, Peter, du weißt nicht, was es heißt: mit hellen Augen in's Elend gestoßen werden, du weißt es nicht. Aber ich will das Wort nicht vergessen was du sagtest, ich will gehorchen und — und Allen vergeben, die es ansehen können, daß mir das Herz bricht.“

Die letzten Worte kamen fast tonlos über ihre Lippen, dann ging sie langsam fort; der Geselle sah ihr eine Weile nach, lehnte gedankenvoll an dem Herde, von dem helle Funken aufsprühten und setzte sodann seine Arbeit rüstig fort. —

Am folgenden Morgen kehrte der Fremde zurück; der erste Blick, den er auf Katharinen warf, durchschauerte diese fröstelnd und doch war dieser Blick sanft und voll Freundlichkeit.

Am Abend desselben Tages hatte der Bräutigam lange Unterredungen mit seinem künftigen Schwiegervater; Beide saßen gemüthlich bei der Flasche zusammen, während Katharine, des Entkommens froh, im Hause sich beschäftigte. Endlich ward sie herzuggerufen und ihr angekündigt, daß ihr Verlobter am folgenden Morgen in aller Frühe verreisen, nach acht Tagen aber wiederkehren werde, um mit dem Brautpaar

ter und der Braut in seine Heimath zur Hochzeit sich zu begeben, denn nur dort am heimischen Herde, meine er dieß glückliche Fest mit ganz frohem Herzen begehen zu können. Lebend hörte sie ihr Urtheil an, die Augen zu Boden geschlagen, um dem seltsam triumphirenden Blick ihres Verlobten auszuweichen.

Am Morgen vor der bestimmten Rückkehr des Bräutigams, ging Katharine zu ihrem Vater, der wie gewöhnlich in seiner Kammer den Morgensegen las; dies war so eben beendet und der strenge Mann warf, vielleicht durch das Gebet, vielleicht durch den Gedanken naher Trennung weicher gestimmt, einen bekümmerten Blick auf die bleiche, still traurige Tochter. „Was willst du, Kind? —“ fragte er freundlicher als gewöhnlich. Sie setzte sich neben ihn und sagte, seine Hand fassend: „Ich wollte Euch um etwas bitten, lieber Vater.“

Jener nickte mit dem Haupte und Katharine begann mit einer Stimme, worin Thränen zitterten: „Da ich nun weg gehe, Vater — und gewiß niemals wieder herkomme, und eine sehr reiche Frau werde — so, so bedarf ich ja nichts mehr von Allem was Ihr habt — und wollte Euch herzlich bitten, pflegt Eures Alters, und damit Ihr doch nicht ganz allein seid, und Jemanden habt, der Euch pflegen und lieb haben und beistehen kann — so, lieber Vater, hört Ihr wohl, so gebt Alles, was Ihr mir einst zudachtet, an Peter — und wenn ich todt bin, so sendet durch ihn, wenn's ihm nicht zu schwer wird — ein Kreuz aus der Heimath auf mein Grab. Ach Gott! weint doch nicht, — ich meine nur, wenn ich vor Euch sterben sollte. Wollt Ihr das? Darum wollte ich Euch bitten und auch, ob ich heute von unserm Herrn Pfarrer Abschied nehmen darf?“

Der alte Mann nickte schweigend, das Mädchen stand auf und sagte, ihre Thränen trocknend: „Lieber Vater, ich danke Euch für alles Gute, und vergeßt meine Bitte nicht. Denkt doch nur immer, daß ich kein Geld und Gut mehr bedarf, so habt Ihr doch jemand, der Euch lieb haben und es Euch danken wird, und der“ — fügte sie in neue Thränen ausbrechend hinzu „der dann auch nicht ganz verlassen ist. Vater, wenn — wenn er heirathen will — wehrt es ihm nicht, laßt ihn doch glücklich sein, das versprecht mir.“

Der Meister stand auf und trat an's Fenster, Katharine

ging ihm nach und faßte seinen Arm, da drehte er sich um und küßte sie, immer schweigend, aber ihre Wange ward von seinen Thränen feucht. Sie sagte auch weiter nichts und verließ stumm die Kammer.

Der Geistliche, zu dem Katharine sich auf den Weg machte, besaß eines jener einfachen Gemüther, durch welche Segen auf ihre Umgebung kommt. Das Mädchen fand ihren alten, würdigen Freund, wie immer, von seiner Bibel, seinen Büchern und Blumen umgeben, der, nachdem er sie herzlich empfangen und mit Fragen überhäuft, erst in ihrem bleichen Antlitz die Geschichte ihres Brautstandes las. „Kind, Kind, sagte er bekümmert, wie kam doch das Alles so schnell. Ein völlig Fremder? Weiß denn Dein Vater wirklich Gutes von ihm? —“

Die einhylbigen Antworten der Braut sagten ihm Alles, und sein menschenfreundliches Herz mußte sich darauf beschränken, tröstend auf eine Zukunft hinzuweisen, welche gewöhnlich anders auszufallen pflege, als der kurzstichtige Mensch sich dieselbe ausmale. Die Bibel in welcher er gelesen, lag noch aufgeschlagen vor ihm und indem er auf den angestrichenen Vers des Walters deutete: „Wie Groß ist deine Güte, o Gott, daß Menschenkinder unter dem Schatten Deiner Flügel ruhen,“ entnahm er daraus das Aufrihtungswort für ein ergebeneß, aber tief verzagendes Gemüth.

Unruhig und theilnehmend riß endlich seine Lebhaftigkeit zu der Andeutung ihn hin, wie er immer gemeint, daß sie und Peter einander liebten. Diese Aeußerung war ein neuer Schlag für das arme Mädchen, welches tief Athem holend, mit dem Geständnisse hervorrückte, daß sie jenen lieb gehabt, von dem Augenblicke an, wo er ihr Haus betreten, er dagegen, bis auf diesen Tag, nie anders für sie empfunden, als ein Bruder für die Schwester.

Nach dieser Mittheilung die übereilte Frage bereuend, entließ der wohlwollende Mann das junge Mädchen mit manchem Trostsworte und der festen Zusicherung, sie noch vor ihrer Abreise besuchen zu wollen.

Als Katharine ihn am Morgen verlassen, erwachten in des alten Meisters Seele die seltsamsten Vorstellungen. So erhellt ein unerwarteter Blickstrahl die bis dahin undurchdringliche Nacht. Die Worte: „Ich werde eine reiche Frau und bedarf nichts mehr,“ hatten sein Gemüth wunderbar erfaßt.

Wie Schuppen, fiel es ihm von den Augen; über den Bedarf der Gegenwart über Jahre hinaus, hatte er längst erworben, und so war sein ganzes Streben immer auf ein reiches Erbe für die Tochter berechnet gewesen, ja er hatte, bei den Worten des künftigen Schwiegersohns: „Alles Eisen gebe ich Euch umsonst,“ nur diese und ihr Wohl im Auge gehabt. Jetzt stand er wie erstarrt über die eigne Einfalt, was sollte der reichen Frau sein Erwerb, was aller Reichthum, wenn sie nicht glücklich war, und er ihr doch immer so viel haben können, daß sie niemals Mangel hätte leiden dürfen. Zum erstenmal seit Jahren fehlte er bei der Arbeit und ging grübelnd im Hause und Garten umher. —

Am folgenden Abend stellte der Bräutigam zu guter Zeit sich ein, er schien heiter und zufrieden, und zeigte Katharinen wohlwollende Rücksicht. Die Abreise ward auf den darauf folgenden Abend festgesetzt; der Bräutigam meinte, eine Reise zur Nachtzeit werde bei der noch anhaltenden Hitze vorzuziehen sein, und da der Vater und die Tochter ohne alle Reiseerfahrung waren, wußten beide nichts dawider einzuwenden; Katharine freute sich im Gegentheil, im Schatten der Nacht weinen zu können.

Gegen Abend langte der ehrwürdige Geistliche an, von der Familie Abschied zu nehmen; der Bräutigam erschien erst spät ihn zu begrüßen, und drang auf Beschleunigung der Abreise.

Jenem preßte es das Herz zusammen; aus Katharinen's Anblick Muth schöpfend, sagte er ruhig: „Lieber Herr, verzeiht meine Einmischung, wir beide aber sind wohl hier die Einzigen, welche an Bildung sich gleich, mit dem Lauf der Welt und ihren Formen vertraut sein mögen. Ist daher hier wohl manches aus Unkunde oder Sorglosigkeit übersehen, so erlaubt mir, dem Freunde der Braut, die offene Frage, ob Ihr auf legale Weise als Denjenigen Euch ausgewiesen, der Ihr zu sein behauptet?“

Der Fremde blickte den Fragenden mit jener kalten und ernsten Ruhe an, welche eben durch die scheinbare Entäußerung jeder Leidenschaft nur um so tiefere Bestürzung zu erregen pflegt, dann seine Brieftasche hervor ziehend, überreichte er dem Geistlichen ein Päckchen Papiere, welche die einfachste und bündigste Legitimation enthielten.

Halb verwirrt stellte jener diese zurück. Als indessen sein Auge dabei auf dasjenige des Bräutigams traf, fühlte er dem-

unerachtet sein Herz unruhig schlagen. „Ich scheid' jetzt, sagte er sanft, und da mir die Freude nicht werden soll, die theure Braut einzufegnen, möchte ich wenigstens feierlicher scheiden, als mit einfachem Lebewohl. Ruft, Ihr mein guter Meister, die Gefellen und das Gefinde herbei und mögen Alle Zeugen des guten Wortes sein, welches ich zu sagen gedenke.“

Leise doch ungeduldig, stampfte der Bräutigam mit dem Fuße; dennoch ging der Hausherr, dem ausgesprochenen Wünsche zu genügen und die ohnehin versammelten Hausgenossen traten mit dem Rückkehrenden ein.

Der Geistliche grüßte alle und sprach dann ernst: „Dies ist ein feierlicher Augenblick für uns alle, meine Freunde, denn auch Ihr werdet die junge und gute Tochter Eures Hausherrn ungern ziehen sehen. Ihr werdet indeß das eigne Glück finden und ihrer nicht ferner gedenken, ich aber, der ich sie taufte und später einsegnete, werde ihrer nimmer vergessen. So kann ich auch nicht Abschied nehmen gleich Euch; Worte und Thränen genügen mir nicht, ich bedarf einer höheren Gewähr für ihr Glück, und diese kann nur Katharine selber und ihr Bräutigam mir zusagen, und so“, fügte er feierlicher hinzu, „frage ich Euch beide, ist es Euer ernstster Wille, Euer Leben in Treue, in Geduld und Glauben, mit einander beginnen und beschließen zu wollen, so gelobt dieß hier feierlich durch Auflegen der Hand auf diese Bibel.“

Der Geistliche war in voller Amtstracht, die Bibel vor ihm. Sein ernst auffordernder Blick fiel auf Katharine, welche schüchtern näher tretend, die zitternde Hand unter strömenden Thränen, auf das heilige Buch legte. Aller Augen waren auf den Bräutigam gerichtet, der ruhig und finster sich nicht regte. „Lieber Herr!“ mahnte der Hausherr leise. Jener blickte ihn düster an: „Aus dieser Maafregel leuchtet Mißtrauen hervor und ich werde derselben keine Folge leisten.“

„Thut es, thut es immer, bedenkt das Aufsehen, lieber Herr Sohn.“

„Ich thue es nun und nimmermehr, darauf verlaßt Euch,“ entgegnete jener kurz.

„So bekommt Ihr auch meine Tochter nie und nimmer,“ schrie der alte Meister im aufbrausenden Zorn.

Jener betrachtete ihn mit funkelnden Augen: „Sprecht Ihr das im Ernst?“

„Ja, Herr.“
„So sei es wie Ihr sagt, nimmer werde sie mein Weib,
und möge sie ledig bleiben ihr Lebelang!“

Nach diesen Worten verließ der Fremde stürmisch das Zimmer, warf sich, einem Rasenden gleich, in den Wagen und jagte, die bereits ungeduldig stampfenden Rosse zur Eile antreibend, wie auf Windesflügeln davon. Der Geistliche und Katharine standen gleich Bildsäulen, die Hausgenossen aber rannten an Thür und Fenster, jener Abfahrt nachzuschauen. Bald hörte man Ausrufungen und Geschrei, welche auch den Meister herbeizogen, der bald darauf bleich und betrossen zu dem Pfarrer und seiner Tochter zurückkehrte. Was er nicht auszusprechen vermochte, erhellte aus dem Berichte der Uebrigen, welche fest behaupteten, Rosse und Wagen hätten Funken gesprüht, der letzte sei wie glühend anzusehen gewesen und der Lenker sei mit demselben über Stock und Stein, und über den Blotenberg hinweg gejagt, dort habe das Fuhrwerk sich einen Augenblick wie umflürend, zur Seite geneigt, dennoch habe dasselbe das Gleichgewicht behauptet und sei, den Berg hinab rollend, ihren Augen entschwunden.

Stumm sahen die näheren Theilnehmer dieses Ereignisses einander an, Katharine ging auf ihren Vater zu, der sie umarmte, reden wollte, und es nicht vermochte, während der gute Pfarrer seine Eingebung segnete. Einige Stunden später wagten die Hausgenossen sich nach dem Berge hin, dort zu ihrem unermesslichen Erstaunen eine Wagenspur auf dem festen Granit eingedrückt findend, welche noch bis auf den heutigen Tag die Neugier des ernstn Forschers, wie des harmlosen Wanderers reizt.

Wer der Fremde war? Keiner hat es erfahren, das Volk aber, welches in zweifelhaften Fällen mit rascher Entscheidung bei der Hand ist, sagt mit ruhiger Bestimmtheit, der Teufel habe bei seiner Hochzeitfahrt auf glühendem Wagen, jenem Stein die unerklärliche Vertiefung eingeprägt.

Der Sage nach, wurde die Schmiede eine Weile von Allen gemieden, als man indessen den ehrwürdigen Geistlichen dort aus- und eingehen, die Hausgenossen nach wie vor die Kirche besuchen sah, ging jene Scheu in alte gesellige Gewohnheit unter, jede Mißstimmung legte sich und fröhlicher Verkehr tauchte munter wieder auf.

Der Uebertragung zufolge, hat nicht gar lange darauf der Meister Schmied den ersten Gefellen zu sich beschieden und ihn fest, fast strenge anblickend, auf ernste Weise gesagt: „Erinnerst du dich des heiligen Versprechens, welches du mir an Katharinens Einsegnungstage ablegtest?“ — Jener gab den festen Blick zurück: „Ich habe Wort gehalten, Meister.“

„Hast du? Nun so gebe ich dir dein Wort zurück, mir liegt nichts daran, thue was du willst.“

Blässe und Purpurröthe wechselten auf des Gefellen Antlitz: „Und Ihr — entgegnete er fast athemlos, Ihr glaubt nicht mehr, daß ich — daß Euer Geld —? —“

„Nein.“

Kaum war dies Wort gesprochen, als auch jener bereits das Zimmer verlassen hatte. Lächelnd und etwas bedächtiger, eilte der alte Meister dem jungen Manne nach, und fand seiner Erwartung gemäß Katharinen in dessen Armen. Den Liebenden nahestehend und die Hand auf seiner Tochter Arm legend, sagte er freundlich: „Also der Junge steckte dir im Herzen? Nun so halte ihn in Ehren, denn was er dir gelobt, das wird er halten.“

Marino Falieri.

Doge von Venedig.

Mit einem Stahlschich.

Wer hat nicht schon gehört von Venedig, jener Stadt, an der Alles außerordentlich ist? Ihr Anblick, sagt ein Schriftsteller, ist wie ein Traum und ihre Geschichte wie eine Dichtung. Auf hundert kleinen Inseln erhebt sie sich aus dem Meere; und nicht minder als ihr Anblick, ist ihr Inneres Staunen erregend. Statt der Hauptstraßen sind Kanäle, statt der Karren erblickt man Barken und statt der Kutschen und Staatswagen, schwarze Gondeln. Jetzt eine Hauptstadt im Lombardisch-Venetianischen Königreich, war Venedig früher der Mittelpunkt einer mächtigen Republik, welche ihren Ursprung schon zur Zeit der Völkerwanderung erhielt. Anfangs wählte jede Insel aus dem Volke ihren Tribunen, welcher Streit schlichtete und Befehlshaber war. Im Jahre 697 vereinigten sich jedoch die Inseln und erwählten gemeinschaftlich